

EDITORIAL

Von Paulus, dem Patron der Wissenschaft, wird erzählt, dass er in Ephesus die Synagoge besucht und dort in allem Freimut vom Reich Gottes predigt, wie es auch Jesus selbst getan hat (Apg 19, 8). Das entspricht der üblichen Praxis des Missionars. Die Fortsetzung indes lässt aufhorchen: «Als sich aber einige verhärteten und verschlossen, indem sie den Weg vor der Menge schlechtredeten, trennte er sich von ihnen und sonderte seine Schüler ab und debattierte täglich in der Schule des Tyrannus» (Apg 19, 9).

Lukas beschreibt in dieser Episode nicht die Gründung der ersten christlichen Privatuniversität. Aber er setzt doch ein Ausrufungszeichen: Das Christentum ist diskussionsfreudig und gesprächsfähig; es scheut weder die Öffentlichkeit noch die Kritik; es ist diskursiv, kommunikativ und reflexiv.

In den meisten Kommentaren und Übersetzungen kann man diese Pointe allerdings nur mit Mühe erkennen. Die Konzentration gilt dem Konflikt in der Synagoge. Lukas erzählt stereotyp von solchen Auseinandersetzungen, sicher nicht ohne historische Anhaltspunkte, aber sicher auch nicht, weil er von einer Erbfeindschaft zwischen Judentum und Christentum berichten wollte. Auch in der Ephesus-Szene weist nichts in diese Richtung, entgegen der Meinung vieler Interpreten. Es sind in der Synagoge weder alle noch viele, sondern nur «einige», die den christlichen Glauben und die paulinische Predigt diskreditieren wollen. Paulus schlägt auch nicht mit lautem Knall die Synagogentüre hinter sich zu, sondern hält nur Abstand zu denen, die er schlicht nicht erreichen kann. Er bildet einen eigenen Schülerkreis – der sich zum größten Teil aus Synagogenbesuchern zusammengesetzt haben muss und nach wie vor in enger Verbindung mit dem ephesinischen Judentum steht. Dass Lukas von *Paulusschülern* spricht, ist signifikant: Das Judentum ist eine Bildungsreligion, die auf Alphabetisierung, auf Exegese und Jurisprudenz, Theologie und Philosophie (weniger auf Naturwissenschaft) gesetzt hat; Paulus selbst hat, zwischen Tarsus und Jerusalem, eine exzellente Bildungslaufbahn im Judentum seiner Zeit durchgemessen; er bringt dieses Erbe ins Christentum ein – nicht allein, aber in der Anfangszeit wie kein Zweiter.

Die Schlussnotiz der lukanischen Szene passt in dieses Bild. Nach der Einheitsübersetzung in der alten Fassung hat Paulus nur seine «Jünger» (wie es dort heißt) unterrichtet. Aber der griechische Text ist offen. Die ganze

Formulierung zeigt diese Offenheit. Das Prädikat des Satzes portraitiert Paulus als Dialektiker: Er redet und doziert nicht nur, sondern diskutiert. Die erzählte Situation passt dazu. Eine «Schule» ist ein Hörsaal, ein Auditorium, ein öffentlicher Bildungsraum, frei zugänglich für alle Interessenten. Dass Tyrannus, der sie zur Verfügung gestellt hat, selbst Christ gewesen sei, ist nicht gesagt. Die Namensnennung erklärt sich auch, wenn er eine stadtbekanntere Persönlichkeit gewesen ist. Vielleicht war er Rhetor, der sein privates Bildungsinstitut aufgebaut hat. Gegen Geld konnte man sich einmieten, gegen Geld konnten auch Kurse besucht, Vorlesungen belegt, Debatten geführt werden. Wie lebendig diese Vorstellung in der Antike gewesen ist, belegt der «westliche Text», der in einer abweichenden Lesart festhält, Paulus habe die Mittagsstunden von 11–16 Uhr für seine Vorlesungen und Diskussionsrunden genutzt – wohl weil die Räumlichkeiten dann nicht anderweitig ausgebucht waren.

Die ephesinische «Paulus School» hat hier ihren Ursprung. Wie weit man von Wissenschaft sprechen soll, steht dahin, auch wenn die paulinischen Exegesen und Argumentationen hohen akademischen Standards genügen, ja selbst diese Standards gesetzt haben. Aber der Hörsaal des Tyrannus ist nicht der Ort für die innergemeindliche Katechese. Was in ihm zur Sprache kommt, ist auch nicht dasselbe wie bei den öffentlichen Gesprächen auf dem Markt. Er bietet einen Raum christlicher Intellektualität. Ob Paulus eine Art «Einführung ins Christentum» gegeben hat? Einen theologischen Grundkurs?

Wie auch immer: Der Blick nach Ephesus ist wegweisend, wenn eine katholische Ortsbestimmung der Universität heute gesucht wird. Sie ist von Anfang an kein Fremdkörper, sondern geradezu ein Postulat eines Glaubens, der verstehen will.

Die heutige Situation zu beschreiben, ist aber nicht schon mit einer kurzen Exegese der Apostelgeschichte erledigt. Mag der Wissenschaftsrat in Deutschland auch gerade die Theologie als Wissenschaft in der *universitas* gestärkt haben: Die reine Anerkennung ist akademisch uninteressant. Es geht auch nicht im Kern um das akademische *standing* der Theologie: obwohl sie mit ihrer reflektierten Positionalität die *scientific community* herausfordert und ihrerseits durch den universitären Forschungsdiskurs als Wissenschaft in einer pluralistischen Kulturlandschaft herausgefordert ist, dialogfähig und lernwillig zu sein, aber auch auskunftsfreudig und selbstbewusst.

Paul McPartlan stellt das jüngste Dokument der Internationalen Theologienkommission vor, das sich der Aufgabe einer methodologischen Selbstreflexion unterzieht und auf der Basis geklärter Wissenschaftlichkeit beschreibt, welchen Stellenwert die Theologie im Lehrgebäude der katholi-

schen Kirche einnimmt. Dem Report steht eine Reflexion von *John Webster* zur Seite, die den Aquinaten ins Gespräch zieht, um die im Glauben selbst begründete Freude an der Wissenschaft, aber auch den substantiellen Beitrag der Theologie zur Intellektualität und Moralität heutiger Forschung aufzuzeigen.

Aber der Horizont muss weiter geöffnet werden. *Peter Walter* erzählt die Genese der Universität im Mittelalter. Er räumt aber nicht nur mit dem Mythos auf, die Aufklärung sei die Geburtsstunde der Wissenschaft, und hält für den heutigen Diskurs die Verpflichtung der Wissenschaft auf die Wahrheit gerade bei den höchsten Gegenständen und letzten Dingen fest, sondern zeigt auch, wie kritisch von Anfang an sowohl die Beziehung der Theologie zur Philosophie (und den von ihr reflektierten Wissenschaften) war als auch die Beziehung zum Lehramt, das sich mit unabhängiger Forschung schwer tut, auch wenn es ohne Theologie nicht sein kann. *Holger Zaborowski* wendet sich der gegenwärtigen Krise der Universität zu und fragt danach, ob die Universität sich nicht schon aufgrund ihres Wesens immer in einer Krise befindet. Allerdings stellt sich die Frage, ob es eine aktuelle Gefährdung der Universität gibt, die von anderer Qualität ist: Könnte es nicht sein, dass ein ökonomischer Funktionalismus eine derartige Auswirkung auf das universitäre Leben hat, dass die Universität, wie sie sich historisch entwickelt hat, zu einem Ende kommt?

Jean-Luc Marion setzt in der gegenwärtigen Diskussion über die Stellung und Aufgabe der Universität an. Er unterscheidet zwei konkurrierende Konzepte: eines, das Herrschende, das biographisch und berufsbezogen strukturiert ist, um praktikable Kompetenzen zu generieren; ein anderes, das Alternative und (hoffentlich) Künftige, das von der universalen Wissenschaft geleitet ist und deshalb – wie es aus dem Frankophonen in die Übersetzung hinüberschallt – zu erziehen (auf Deutsch könnte man auch «bilden» sagen, das man von «ausbilden» so gut unterscheiden kann) weiß: durch Wissen, und mehr noch: zur Weisheit. Das ist nicht so weit von Paulus in Ephesus entfernt.

Thomas Söding